

(Nachdruck verboten.)

36]

Das Geld.

Roman von **Emile Zola.**

Zimmer noch würdig und wortlos hielt Delcambre die etwas höhnischen Blicke des ihn angaffenden Mädchens aus. Indessen wurde er des Wartens überdrüssig; ein nervöses Zucken zerrte an seiner linken Gesichtshälfte, während seine verhaltene Wut wie ein warmer Strom ihm zu Kopfe stieg. Das männliche Raubtier in ihm, die hinter der eisigen Starrheit seiner Amtsmiene lauende unerfättliche Bestie erhob ein dumpfes Knurren, allmählich wuchs sein Grimm über jenes ihm geraubte Weiberfleisch.

„Nur rasch, nur rasch!“ murmelte er wiederholt mit fieberhaft zitternden Händen, ohne recht zu wissen, was er sprach.

Clarissa verschwand wiederum, kehrte mit einem Finger auf dem Munde zurück und bat ihn um noch etwas Geduld. Delcambre, dessen Beine plötzlich verfasgten, mußte sich auf das schmale Bett des Mädchens niederlegen. Die Nacht war angebrochen, und er blieb im Dunkeln sitzen, während die Zofe mit lautem Ohr auf jedes leise Geräusch achtete, das vom Zimmer herdrönte und dessen verzehnfachter Schall in seinem brausenden Ohre zum Gestampfe eines heranziehenden Heeres anschwell.

Endlich fühlte er Clarissens tastende Hand auf seinem Arm. Er begriff und steckte ihr saum einen Briefumschlag mit den versprochenen zweihundert Franken zu. Sie schritt voraus, schob die Portiere beiseite, stieß ihn ins Zimmer und rief: „So! Da haben Sie's!“

Während dieser Zeit, zur gleichen Stunde, schluchzte Frau Karoline; ihr Kopf war auf ihren Arbeitstisch gesunken. Die rohe Mitteilung des Kutschers, dieser Verrat Saccards, den sie jetzt nicht mehr ignorieren durfte, rührte in ihrem Herzen allen Argwohn und alle Befürchtungen neu auf, die sie gern darin begraben hätte. Sie hatte sich betreffs der Universelle zur Ruhe und zur Hoffnung gezwungen; durch die Verblendung ihrer Liebe wurde sie zur Mitschuldigen alles dessen, was man ihr nicht sagte und was sie nicht einmal zu erfahren suchte. Daher empfand sie jetzt heftige Gewissensbisse über den Brief, den sie anlässlich der letzten Generalversammlung an ihren Bruder gerichtet hatte; seitdem die Vorführung ihr Augen und Ohren wieder öffnete, wußte sie gewiß, daß die Unregelmäßigkeiten weiter gingen und stets ernster wurden: so war das Conto Sabatani hoch angeschwollen, die Gesellschaft spielte unter dem Deckmantel dieses Strohmannes immer stärker und stärker, abgesehen von den großartigen, lügenhaften Reklamen, von dem Fundament aus Sand und Kot, auf welchem dieses riesengroße Haus sich erhob, dessen so rasches, fast wunderbares Aufsteigen sie eher mit Schrecken erfüllte als mit Freude. Insbesondere ängstigte sie das unheimliche Tempo, der nie unterbrochene Galopp der Universelle, die einer überheizten Maschine gleich auf des Teufels Schienen dahinflas, bis unter einem letzten Anprall alles zerbarst und ausflog. Sie war keine naive Thörin, die man täuschen konnte. Trotz ihrer Unkenntnis des Getriebes der Bankoperationen begriff sie gar wohl die Ursachen dieser fieberhaften Ueberhebung und Ueberbürdung, die lediglich die Menge zu herauschen und in den aufstrebenden, wahnwitzigen Tanz der Millionen hineinzureißen bestimmt war. Jeder Morgen sollte eine neue Hauffe bringen, an stets wachsende Erfolge mußte man glauben, auf monumentale Schalter vertrauen, auf zaubernachtige Schalter, welche Flüsschen ausfogen, um Ströme und Meere von Gold wiederzugeben. Sollte sie ihren armen, so glaubensseligen, irreführten, mit fortgerissenen Bruder verraten und jener Flut preisgeben, die sie alle einst zu ertränken drohte? Verzweiflung erfaßte sie über ihre Thatenlosigkeit und ihre Ohnmacht.

Mittlerweile verdüsterte die Dämmerung den Zeichensaal, der nicht einmal mehr vom Widerschein des Feuers erleuchtet war; in dieser gesteigerten Finsternis weinte Frau Karoline lauter. Eine Reue war es, so zu weinen, denn sie fühlte wohl, daß diese viele Thränen nicht aus ihrer Besorgnis über die Geschäfte der Universelle flossen. Allerdings führte Saccard allein den unheimlichen Galopp und peitschte mit ungewöhnlicher Un-

barmherzigkeit und ungewöhnlichem Mangel an moralischem Bewußtsein das gehetzte Tier zu Tode. Er war der einzige Schuldige. Es schauerte sie, wenn sie in seinem Innern zu lesen suchte, in dieser unerforschlichen Geldmenschenseele, die er selbst nicht kannte, und wo hinter dem Schatten wiederum Schatten, der unabsehbare Schmutz aller möglichen Entartungen versteckt war. Was sie noch nicht deutlich in dieser Seele wahrnahm, das ahnte sie dunkel und sie zitterte darob.

Aber das allmähliche Bloßlegen so vieler Wunden, die Juchend vor einer möglichen Katastrophe hätten sie nicht so weinend und kraftlos auf diesen Tisch niedergeworfen, sondern vielmehr in einem Bedürfnis nach Kampf und Heilung wieder aufgerichtet. Sie konnte sich, sie besaß ein kriegerisches Gemüt. Nein! Wenn sie laut schluchzte wie ein schwaches Kind, so geschah es, weil sie Saccard liebte, und weil Saccard in eben diesem Augenblicke bei einer andren war. Und eben dieses Selbstgeständnis erfüllte sie mit Beschämung, es verdoppelte ihre Thränen, daß sie schier ersticke.

„Kann man so wenig Stolz haben, mein Gott!“ stammelte sie mit lauter Stimme. „Kann man bis zu diesem Grad gebrechlich und erbärmlich sein! Wollen und nicht können!“

In diesem Augenblicke vernahm sie zu ihrem Staunen eine Stimme in dem dunklen Zimmer. Maxime war als Vertrauter des Hauses soeben eingetreten.

„Wie! Sie haben kein Licht und Sie weinen?“

In ihrer Beschämung, sich so erlappt zu sehen, suchte sie ihrem Schluchzen Halt zu gebieten, während Maxime hinzufügte:

„Ich bitte um Verzeihung, ich glaubte, mein Vater sei von der Börse zurück . . . Eine Dame hat mich gebeten, ihn heute abend zum Essen mitzubringen.“

Der Diener brachte eine Lampe und zog sich sogleich zurück, nachdem er sie auf den Tisch gestellt hatte. Das ganze große Zimmer wurde von dem ruhigen Licht erhellt, welches unter dem Lampenschirm herausquoll.

„Es ist nichts,“ wollte Frau Karoline erklären, „ein kleines Frauenleiden, sonst bin ich doch gar nicht nervös!“

Mit trockenen Augen und gerade aufgerichtetem Oberkörper lächelte sie schon wieder mit der Tapferkeit einer wackeren Kämpferin.

Einen Augenblick schaute der junge Mann sie an, wie sie so stolz aufgerichtet vor ihm stand, mit ihren großen, klaren Augen, ihren starken Lippen und jenem Gesichtsausdruck voll männlicher Güte, den die dicke Krone ihres weißen Haars mit mildem Reiz durchdrang. Sie kam ihm noch jugendfrisch vor, diese schneeweiße Frau mit den blütenweißen Zähnen, — eine wahrhaft herrliche, anbetungswürdige Frau; dann fiel ihm wieder sein Vater ein, und er zuckte mit verächtlichem Mitleid die Achseln.

„Er ist schuld, nicht wahr, daß Sie in solcher Aufregung sind?“

Sie wollte leugnen, aber der Hals war ihr zugeschnürt, und Thränen stiegen wieder in ihren Augen auf.

„O, arme Frau! Hatte ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie sich über Papa Illusionen machten und Sie schlecht dafür belohnt würden? . . . Es war unausbleiblich, daß er auch Sie verschlang!“

Da fiel ihr der Tag ein, an dem sie zu ihm gegangen war, um die zweitausend Frank zu leihen, jene Abschlagszahlung auf Victor's Lösegeld. Hatte er nicht versprochen, ihr alles zu erzählen, wenn sie etwas wissen wollte? Bot sich jetzt nicht der Anlaß dar, die ganze Vergangenheit zu erfahren, wenn sie ihn ausfragte? Ein unwiderstehlicher Drang trieb sie dazu: da sie einmal den Abstieg begonnen, mußte sie auch bis auf den Grund hinabgehen. Dies allein war tapfer, war ihrer selbst würdig und allen nützlich.

Aber solches Ausfragen widerspreche sie; sie suchte einen Umweg und that, als wollte sie das Gespräch ablenken.

„Ich schulde Ihnen immer noch zweitausend Frank,“ sagte sie, „Sie sind mir nicht gar zu böse, weil ich Sie warten lasse?“

Er winkte rasch ab, als wollte er ihr alle wünschenswerten Drift geben; dann fragte er plötzlich:

„Apropos, und mein Brüderchen, dieses Scheusal?“

„Er bringt mich zur Verzweiflung. — Ich habe Ihrem

Vater noch nichts gesagt. . . Ich möchte so gern dieses arme Wesen etwas vom moralischen Schmutz reinigen, damit man es lieben kann."

Maxime lachte laut auf; als sie ihn ängstlich fragend ansah, begann er:

"Ach was, ich glaube, Sie haben sich da wieder eine recht unnötige Sorge aufgeladen. Papa wird diese ganze Mühe nicht recht begreifen. . . Er hat schon so vielerlei Familien-unannehmlichkeiten erlebt!"

Sie konnte die Augen von ihm nicht abwenden, wie er äußerlich tadellos dastand in seiner selbstfüchtigen Genussucht, in seiner hübschen, blasierten Verachtung aller menschlichen Bande, auch derjenigen, die nur durch flüchtige Lust geschaffen sind. Ein Lächeln war auf seinen Lippen sichtbar, denn er allein freute sich der hinter seinem letzten Satz verborgenen Bosheit.

Sie hatte jetzt das Bewußtsein, daß sie das Geheimnis der beiden Männer streifte.

"Sie haben Ihre Mutter früh verloren?"

"Ja, ich habe sie kaum gekannt. . . Ich besuchte noch in Plaisans das Gymnasium, als sie hier in Paris starb. . . Unser Onkel, Doktor Pascal, hat dort meine Schwester Mlothilde bei sich behalten, die ich nur einmal seitdem wieder-gesehen habe."

"Aber Ihr Vater hat wieder geheiratet?"

"Ja, ja, geheiratet. . . Die Tochter eines höheren Beamten, eine geborene Béraud du Châtel. . . Renée, keine Mutter für mich, eine liebe Freundin. . ."

Dann setzte er sich neben Karoline nieder.

"Sehen Sie, man muß eben Papa verstehen. Er ist, mein Gott! nicht schlimmer als die andren. Aber seine Kinder, seine Frauen, kurz, seine ganze Umgebung, alles kommt für ihn erst nach dem Gelde in Betracht. . . Doch halt, damit Sie mich nicht mißverstehen: er liebt nicht das Geld wie ein Geizhals, um einen großen Haufen um sich zu haben und es in seinen Keller zu vergraben. Nein! Wenn er es überall hervorquellen lassen möchte, wenn er aus jeder beliebigen Quelle Geld schöpft, so thut er dies, damit es ihm in Strömen zufließt, so thut er dies um aller Genüsse willen, die das Geld ihm verschafft, Luxus, Sinnelust und Macht. . . So ist er eben, das steckt ihm im Blut. Er könnte uns beide verkaufen, Sie und mich und gleichviel wen, wenn wir in irgend einen Handel hineinwäpsten. Und dies ganz unbewußt und mit überlegenem Geist, denn er ist der „leibhaftige Dichter der Million“, so sehr vermag ihn das Geld zu beströmen, so sehr macht es ihn zum Schurken, ja zum Schurken im allergrößten Stil!"

Das war's eben, was Frau Karoline bereits erkannt hatte; sie ließ Maxime reden und nickte ihm beistimmend zu. O, das Geld, dieses verrottende, vergiftende Geld, welches die Seelen austrocknet und daraus Güte, Zärtlichkeit, Liebe zum Nächsten tilgt! Das Geld allein — so dachte sie weiter — ist der wahre Schuldige, der Gelegenheitsmacher aller Grausamkeiten und Schmachlichkeiten der Menschen. In diesem Augenblick verfluchte und verabscheute sie das Geld mit der empörten Entrüstung ihres Seelenadels und ihres ehrlichen Frauengemüts. Hätte sie die Macht dazu besessen, so hätte sie mit einer Handbewegung das gesamte Geld der Welt vernichtet, wie man das Böse mit der Ferkel vertritt, um das Wohlsein der Welt zu retten.

"So? Ihr Vater hat wieder geheiratet?" wiederholte sie nach einer Pause, mit langsamer, verlegener Stimme, als wächten wirre Erinnerungen wieder auf.

Wer war's denn, der in ihrer Gegenwart auf diese Geschichte angespielt hatte? Jedenfalls eine Frau, irgend eine Bekannte, in den ersten Zeiten seiner Uebersiedelung nach der Rue Saint-Lazare, wo er als neuer Mieter den ersten Stock bewohnte. Handelte es sich nicht um eine Geldheirat, um irgend einen schmachvollen Handel? Und hatte nicht später das Verbrechen ruhig im neuen Haushalt seinen Einzug gehalten?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Buch eines Fabrikarbeiters.

In der Geschichte der deutschen Socialdemokratie bildet die Arbeiter-Dichtung eine charakteristische Erscheinung; nicht bloß darum, weil sich in ihr alle Entwicklungsphasen des Socialismus wieder-spiegeln, sondern hauptsächlich deshalb, daß sie von Talenten her-rührt, die entweder den Reihen der Arbeiter entprossen sind, oder dieser Klasse angehören. Nur die schmerzvolle Tragik des Daseins-

kampfes gebiert den Dichter. Weil nun von solcher gerade ein Arbeiterleben so oft erschüttert wird, so läßt sich die Anzahl der nicht selten ungewöhnlich begabten Dichter sehr wohl erklären. In den alten stellen sich von Zeit zu Zeit neue Talente. Jedes derselben giebt einen Beweis von der ungemein hohen geistigen Regsamkeit, zu welcher die sociale Bewegung das gewaltige Heer der Arbeiterschaft anspornt und befähigt. Nachgerade beginnt man nun auch schon im Lager des nichtsocialistischen Bürger-tums jener Erscheinung Aufmerksamkeit zu schenken. Der Romanchriftsteller Adolf Wilbrandt vermittelt uns nämlich die Bekanntschaft mit dem Erstlingsbuche eines in Brooklyn-New York lebenden Fabrikarbeiters deutscher Junge: Hugo Vertsch. Aus Wilbrandts Vorwort, mit dem er das Werkchen einführt, sei ent-nommen, daß Vertsch im schwäbischen Schwarzwald geboren ist, dort eine Dorfschule besuchte und Feldarbeiter war. Jung an Jahren verließ er die Scholle, durchwanderte, nach eigener Mit-teilung, die Welt kreuz und quer und wurde bis Amerika ver-schlagen. „Als Farmer, Bergmann, Holzhacker, Ziegelbrenner, Matrose, Fabrikarbeiter, in großem Mittel, mit rauhen, schweren Händen — aber (ohne zu erröten) reiner, unsäglich empfindlicher Seele“, schreibt er — „habe ich so für mich gelesen, gelebt, gebudelt — geteint. Ein Sonderling.“ Vertsch ist ein Mann in reifsten Jahren, verheiratet und Familienvater, seit er zu schreiben begann. Nach des Tages Arbeit ist so in der Küche, am Küchentisch unter den Augen der Kinder sein Buch „Die Geschwister“) entstanden. Wenn auch nicht der erste dichterische Versuch, ist es doch das erste Werk, das dem Heraus-ggeber nicht bloß als druckreif, sondern zugleich als Zeugnis einer hervorragenden Dichterbegabung erschien. Inwiefern Wilbrandt dabei als ästhetischer Berater mitgewirkt hat, läßt sich natürlich nicht feststellen. Sicher ist, daß das Buch so wie es in seiner möglichst durchsichtig geführten romanhaften „Handlung“ und vor allem in seiner stofflichen, wie formalen Begrenzung vorliegt, ge-wissermaßen unter den Augen Wilbrandts entstand. Denn Vertsch war ja ein Verdender. Wohl hatte er „viel in Büchern, mehr noch in Gottes Buch: Die Welt“ gelesen, allein die erzieherische Unter-weisung im Berye des Schriftstellers hatte ihm gefehlt — und die Ermüdung, welche der sicherste Strafmittel für einen künstlerisch Ringenden ist, obendrein. Was nun Vertsch giebt, ist, wie mich dünkt, im Kern eine Fabel, wo nicht gar alltägliche Seelengeschichte zweier Geschwister. Von „Hand-lung“ ist nicht viel darin und das wenige verschwimmt beinahe unter den Beichten, Kontemplationen, Eindringen und Ergüssen der beiden nur in Briefen miteinander verkehrenden Ge-schwister: Tom Pratt und Jennie Daly. Beide, Bruder und Schwester, sind also die Hauptpersonen der Geschichte. Tom war Fabrikarbeiter in New York bis zu dem Tage, da ihn eine Wand-säge die linke Hand abschnitt und somit die Familie des geundeten Ernährers beraubte. Nachdem Tom das Spital als Geheilt verlassen hat, bemüht er sich, während sein Weib Eva als Wäscherin den Unterhalt für Mann und Kind zu erwerben trachtet, um irgend eine Beschäftigung. Betteln oder in unfreiwilliger Arbeitslosigkeit ver-harren, will und kann Tom nicht. Endlich glückt es ihm, bei derselben Fabrik, in der er früher arbeitete, Nachtwächter zu werden. Ein intermittierender Posten nur, denn Pratt figurirt lediglich für den erkrankten Hüter. Aber auf diesen einformigen Stunden-rundgängen und stillen Nachtwachen wird er zum Dichter ver-wandelt. Er muß schreiben. Das ist das Eigenste an der Geschichte und das wunderbarste Erleben in Pratts Glend-s-dasein. Was da entsteht, ist ein Roman „Der Seestern“. Derselbe bringt dem Autor Ruhm und Geld in Hülle und Fülle. Nun kann er auch an die unversorgten Kinder seiner inzwischen verstorbenen Schwester Jennie denken. Die war die Frau eines Bergmanns in Pilot Knob gewesen und seine Tröstlerin, so lange sie lebte. Der Umstand, daß ihr ein Junge im Bergwerk durch eine einstürzende Gesteinwand erschlagen worden war, hatte den Schwager Peter Daly veranlaßt, mit seiner Familie nach den Silbergruben von Montana im amerikanischen Sibirien auszuwandern. Dort war Jennie gestorben. Peter Daly heiratete aber bald eine Schankellnerin. Nun belamen es die Kinder sehr schlecht.

Tom Pratt reiste deshalb nach Montana und nahm alle fünf, zwei Knaben und drei Mädchen, mit sich nach New York. Das ist die Geschichte zweier Familien, richtiger die Geschichte der beiden Geschwister; denn die Briefe, die sie, dann auch Pratts Frau mit der Schwägerin austauschten, sind doch die Hauptsache daran. Um die Briefe der Schwester ist es freilich ein sonderlich Ding. Sie haben gewiß viel Weibliches an sich; dennoch will die Art, mit der dieselben vorgetragen sind, noch mehr aber ihr hochgeistiger, größerer Gedankensinhalt wenig mit der weichen Gefühlart eines Weibes zusammenklagen. Hier ist es Vertsch nicht gelungen, das Wesen von Mann und Frau durchweg auseinander zu halten, es sei denn, er wollte glauben machen, daß auch Tom Pratts Schwester ein „Ausnahmefemal“ wie er selber gewesen sei. Immerhin kommt das Gefühlleben der Frau besonders darin zur Geltung, wie sie sich als milde Tröstlerin des Bruders erweist. Sie hält es bei aller kritischen Veranlagung gegen-über ihrem richtigen, manchmal rätsonnierenden socialen Instinkt doch mit der Stärke und mit dem Glauben an Gott, bis sie stirbt. In Tom Pratt dagegen zeichnete Vertsch sich selber. Jener ist Fabrik-

arbeiter, wie er und wird Dichter, wie er. Der Gräbler und Denker Tom ist wieder Vertsch. So vereinigt sich in dieser Gestalt eine autofugstive Selbstschau der eignen menschlichen und dichterischen Persönlichkeit. „Wenn sich“, sagt Wilbrandt von Vertsch, „der gewarnte Leser mit gelassener, nicht stoffungreicher Sammlung an den Tisch seines Gastgebers setzt, so wird er wohl staunen, denn ich, was dieser Fabrikarbeiter aus Brooklyn ihm aufzählt: wieviel Beredsamkeit, Geist, Satire, Stimmung, Humor, Tiefinn, Phantasie.“ Im allgemeinen ist das sehr treffend bemerkt und das Buch löst denn auch gerade durch das Konglomerat aller jener Gegenstände eine jugendliche Wirkung auf den Leser aus, der fortwährend in tausenderlei Gefühlstimmungen und Reflexionen geworfen wird. Kühnere Betrachtung wird aber bald erkennen, daß Vertsch mehr ein grübelnder Gefühlshüter, als ein stolischer, konsequenter Denker ist. Darin, daß sein Herz von den Leiden und Wünschen und Begierden seiner emporrindenden Klassengenossen im Innersten ergriffen sei, mag Wilbrandt recht haben. Eine Anzahl leidenschaftlicher Gefühlsausbrüche des Dichters spricht dafür. Aber wenn Wilbrandt meint, daß „noch nie ein Mensch des „vierten Standes“ mit so geist- und seelenvoller, hochflammernder Beredsamkeit für die Rechte dieses leidenden Standes und gegen das Vabel der Zeit gestritten, wie Hugo Vertsch in diesem Buch“, so muß ihm die deutsche sociale Lyrik, so muß ihm die sozialistische Arbeiterdichtung entgegengehalten werden, in welcher nicht nur die Leiden der Arbeiter ergreifenden Ausdruck gefunden haben, sondern auch deren menschliche und sociale wie ökonomische Rechte ebenso flammend als bündig und klar verteidigt werden. Das ist Dichtersprache, die von Wissenden, von Denkerhirnen kommt! Was dagegen Vertsch in seine Ergüsse hantelt, ist nicht positiver Sozialismus, sondern mehr und ausschließlich bürgelicher, meinetwegen deutsch-amerikanisch-demokratischer Gefühlssocialismus, der sich in den Kreisen altbekannter Anschauung bewegt, aber freilich durch ein originelles dichterisches Sprachgewand täuschend drapiert wird. Vertsch mit Maxim Gorki in vergleichsweise Beziehung setzen zu wollen, wäre schon allein wegen der grundverschiedenen Nationalität der beiden ein müßiges Unterfangen. Dies wird vollends überflüssig, sobald man sich des Russen meisterliche Mittel und Kraft der Menschenschilderung vor Augen hält. Vertsch müßte erst einmal den Beweis der reifen Größe erbringen, die geistigen Kräfte abgeworfen haben, auf die er sich jetzt noch stützt. Denn der Einfluß deutscher, dann aber auch englisch-amerikanischer Literatur, selbst altbübliche und orientalische Religionsphilosophie läßt sich in seinen Anschauungen wohl verfolgen. Trotz alledem denkt und empfindet er als Deutscher. Die grübelnde Art des Sätzchens zeigt sich überall. Ein anderer „Naturpoet“ fällt mir da ein, der auch Vertsch' Landsmann ist: der Eigenkathner Christian Wagner in Warrnbromm bei Stuttgart. Das tiefe Schauen, das mysteriöse Beleben des Unergründlichen, Ueber-sinnlichen bei beiden. Wagners Philosophie: Buddhismus, ein Natur-evangelium der Liebe und Danksung gegenüber allen niederen Lebewesen der Schöpfung; Vertsch' Anschauung: ein Gemisch von alt-testamentlicher und altpersischer Weltvorstellung. Diese letztere kommt besonders in Tom Pratts Phantasien als Dichter zur Geltung: der gute und der böse Geist, die den großen Weltkampf kämpfen, in dem der Geschaffene, der Mensch, mitstreiten soll. Jenem guten Geiste will er treu bleiben und so ruft er aus: „Dein Wille sei der meine. Dein Geist der meine. Dein Feind der meine. Wahrheit um jeden Preis und jedes Opfer sei von mir an meine Religion! Gerechtigkeit meine Religion, Opferwilligkeit meine Religion; zu großer friedlicher Familie deine Menschen vereinigen, bis alle dich sehen, wie ich, meine Religion.“ So verliert sich Vertsch von der Erde, von der materialistischen Seiwelt zu einer hyperidealen Scheinwelt, wohnen wir ihm nur noch folgen, sofern er Dichter ist. Als letzterer erweist sich Vertsch allerdings ohne Frage. Er besitzt große Einbildungskraft, seine Sprache hat Schwung und plastische Bildlichkeit, und sie scheint sein eigen zu sein. Was ihr noch fehlt, ist die gleichmäßige Durchbildung, die poetische Konzentration, die ästhetische Gesetzmäßigkeit. Vertsch erscheint noch zu naiv und sich aller seiner künstlerischen Mittel wie der künstlerischen Fernwirkung noch nicht oder doch zu wenig bewußt. Er schreibt noch als dichterischer Laie: „Der Genius steck' uns“, läßt er seine Schwester von sich und ihr ausrufen, „im Blut. Was andre mühsam aus der Tinte saugen müssen, haben wir schlafend in der Muttermilch getrunken.“ Nun wohl. Was Vertsch erst noch zu zeigen haben wird, soll sein, ob er den Weg zur bewußten Künstler-schaft findet. Die Abschlagszahlung, die er mit seinem „Geschwister“-Buche gegeben hat, läßt Reises, ja vielleicht Bedeutendes erhoffen. —

Ernst Krowoski.

(Nachdruck verboten.)

Medizin und Tierwelt.

In dem Arzneischatz der Alten spielten die Tiere eine ganz außerordentliche Rolle, und es lohnt sich, einige interessante Proben zu geben.

Das Blut der Elefanten bringt alle Rheumatismen zum Stillstand. Durch eine Mischung von Elfenbeinspänen und atkischem Honig werden Flecken im Gesicht und durch die feinen Späne allein Nagelgeschwüre geheilt. Durch Berührung seines Rüssels wird Kopfwiege gelindert, und um so mehr, wenn der Elefant dabei niest. Das Blut des Elefanten thut auch bei der Auszehrung wohl und seine Leber bei der Fallsucht.

Löwenfett mit Rosenöl bewahrt die Haut des Gesichts vor Fehlern und erhält sie weiß, heilt auch erkrankte Glieder und geschwollene Gelenke. Nicht man die Galle mit Wasser, so sehen die damit bestrichenen Augen heller, und mit Fett desselben Tieres vermischt, vertreibt sie die Fallsucht, wenn man nur ein wenig davon kostet und gleich darauf tüchtig läuft. Verzehrt man das Herz, so wird man vom viertägigen Fieber, durch Fett und Rosenöl aber vom täglichen Fieber befreit. Wer mit Löwenfett gesalbt ist, vor dem fliehen die wilden Tiere, und er scheint auch vor Nachstellungen gesichert.

Kamelgehien, getrocknet und mit Essig getrunken, soll die Fallsucht heilen, ebenso die Galle mit Honig, letzterer auch die Bräune. Der gedörrte Schwanz dient gegen Verstopfung, die Urtse des Rüssels mit Del macht das Haar lockig. Gegen Leibschneiden und Fallsucht legt man die Urtse auf, oder trinkt, soviel man mit drei Fingern fassen kann. Der Urin des Kamels soll den Wolkern sehr nützlich sein, auch eiternde Geschwüre heilen. Dreht man Haare, die aus einem Kamelschwanz gerupft sind, zusammen und bindet sie an den linken Arm, so vergeht das viertägige Fieber.

Eine Erklärung für diese tollen Anschauungen der sonst so verständigen Römer findet sich wohl darin, daß sie dem Grundsatze, similia similibus zu behandeln, mit aller Konsequenz huldigten. Sie sahen z. B., daß der Lämmergeier Knochen verdauen kann, folglich stand es bei ihnen fest, daß ein schwacher Magen durch den Genuß eines Lämmergeier-Magens geheilt werde. Es ist nur merkwürdig, daß sie nicht noch einen Schritt weiter gegangen sind und dumme Menschen durch den Genuß des Gehirns hunger Tiere, wie z. B. des Fuchses, zu geistreichen Köpfen umgewandelt haben.

Steht man von diesen Phantasieereien der Alten ab, so muß man doch zugeben, daß die Tiere in der Medizin eine recht bedeutende Rolle inforn spielen, als sie uns auf manche Heilkräfte der Natur aufmerksam gemacht haben. Es muß unser Erstaunen erregen, daß die Tiere ohne Zaudern gleich das richtige Mittel ergreifen. Auch von den Naturmenschen ist es ja bekannt, daß sie mit heilkräftigen Pflanzen weit besser Bescheid wissen als der Kulturmensch. Der Aethus, daß der Centaur Chiron der Lehrmeister des Askles in der Heilkunde gewesen sei, will ja auch nichts andres besagen, als daß die Griechen von Naturvölkern heilkräftige Pflanzen kennen lernten, die ihnen bisher unbekannt waren.

Doch um auf die Tiere zurückzukommen, so seien hier folgende Fälle angeführt. Wenn der Bär aus seinem Winterschlaf erwacht, nimmt er zunächst ein abführendes Moos zu sich, um sich Magen und Gedärme zu reinigen. Woher ist ihm diese Wirkung bekannt? Jeder Gmdelerner weiß, daß Hunde auf dem Lande sich wohlster fühlen als in der Stadt. Auf dem Lande kann eben der Hund, sobald er sich nicht wohl fühlt, Gras und Kräuter nach Belieben fressen. Das Graslauren der Hunde wird ja wohl selbst ein Städter beobachtet haben. Es sei ferner an Ithlands Gedicht „Graf Eberhard de Rauschbart“ erinnert:

Ein angeschoss'ner Eber, der sich die Wunde wusch,
Berriet vorerst den Jägern den Quell in Klust und Busch.

Diese Kenntnis der Tiere von Heilmethoden durch die einfachsten Dinge, wozu nicht bloß Pflanzen gehören, ist ganz auffallend. Ein von einer Kreuzotter gebissener Hund begab sich unverzüglich nach einer Quelle, hielt dort seinen gebissenen Fuß vierundzwanzig Stunden eingetaucht und war gerettet.

Die Kenntnis der giftigen und abführenden Pflanzen haben wir also den Tieren zu verdanken. Ebenso sind die Wasser- und Sonnenkuren wohl ebenfalls ihnen abgelauscht. Denn die Wahrnehmung, daß Hühner, Specklinge usw. mit dem größten Behagen ihr Sonnenbad nehmen, indem sie mit allen Zeichen des körperlichen Wohlbefindens im Sande paddeln, wird wohl nicht ohne Einfluß auf manchen Puschauer gewesen sein. Wie Hühner ordentlich hungrig nach der Sonne sind, lernte ich einmal recht deutlich in einem Berliner Hause kennen. Hier hielt sich der Wirt Hühner, obwohl der dunkle, kleine Hof wenig dazu geeignet war. Nur im Juni, und dann nur zwei Stunden lang an einer gewissen Stelle des Hofes war Sonnenschein. Da hätte man aber die Hühner sehen sollen. Während der ganzen Zeit lagen sie nur in der Sonne, ohne an Futter oder sonst etwas zu denken.

Ueber Wasserkuren des Wildes hat neuerdings v. Prejentin-Rautter einiges berichtet, wovon ich Nachstehendes übernehme. Er schreibt nämlich: Zu Ruh und Frommen vieler Jäger wollen wir hier die alte Erfahrung mitteilen, daß jedes nicht tödlich angegriffene Wild es liebt — falls es dazu Zeit, Ruhe und Gelegenheit findet —, sich einer Art Wasserkur zu unterziehen, indem es das Wasser aufsucht, sich seine Wunden zu fühlen und durch fortgesetzten Gebrauch solcher Wasserbäder sich die erhaltenen Wunden oftmals ganz auszuheilen. Zu Alt-Hartmannsdorf bei Storkow schoß ich auf meinem damaligen Jagdrevier einen guten Bod mit der Kugel hohl durch. Bei der Nachsuche am nächsten Morgen sah ich den kranken Bod etwa 500 Meter vom Anschuß in einem seichten Graben stehen. Er leckte sich in schwierig gebogener Stellung den Anschuß und schöpft auch, von einmaligen Aufsprüngen unterbrochen, in zwei Absätzen, um dann bis über den Schuh ins Wasser zu steigen. Ich schlich mich an den Bod heran, worüber wohl eine Viertelstunde verging, während deren der Bod ruhig im Wasser stand, und als ich ihn endlich in dem Augenblick totschuß, wo er aus dem Wasser stieg, stellte es sich nach genauer Besichtigung beim Aufbrechen heraus, daß kein edles Organ durch

den ersten Kugelschuß verlegt war, daß sich der Bod mit hin hätte ausheilen können. — Einen andern kapitalen Bod, den ich 1863 mit ganz ähnlichem Schuß in der Polkwitzer Niederheide angeschweigt, entdeckte ich erst drei Tage später in dem Rohr eines Wiesenteiches dicht jenseits der feindlichen Grenze. Der Bod trat mit trummern Rücken und tief niedergedrücktem Geiße auf die Wiese, wo er sich zu äßen begann, dazwischen aber mit dem Gehörn sehr eifrig die Fliegen von seinen Flanten scheuchte. Als Verfasser diesen Bod, den er später wohl noch zehnmal im Rohr des feindlichen Grenzteiches sah, endlich nach einem Vierteljahr zur Strecke brachte, war die alte Schußwunde völlig verheilt und der Bod war gut bei Leibe; die Wasserbäder hatten ihn vor dem Eingehen gerettet.

Im Jahre 1861 wurde zu Friedersdorf auf des Verfassers damaliger Pachtjagd gelegentlich einer Treibjagd von einem Jagdgast ein Motzpieker mit kleinen Mehsposten angeschweigt. Die Motzfahrt ergab Lungenschuß. Das Stück war über die Grenze ins königliche gewechselt, konnte aber auch dort nicht, trotz starken Hustens, zur Strecke gebracht werden. Drei Tage später war es auf Friedersdorfer Revier zurückgewechselt und hatte sich in die von einem flachen Kanal durchschnittene Dichtung gesteckt, aus der es bei der Treibjagd vor die Hinte getrieben war. Wenige Tage später sah ich den Spieker gelegentlich eines Pürschganges im Wasser des Kanals sitzen. Dürre Zweige verhinderten das Antommen; der kranke Hirsch ging in die Dichtung zurück. Monatlang hörte man den Hirsch noch in der Schöpfung husten und sah ihn im Wasser, ohne daß ein Abschuß möglich wurde. Erst im Januar brachte ich den anscheinend ganz wieder genesenen Hirsch zur Strecke. Bei dem Zerlegen zeigten sich in der Lunge an zwei Stellen käsige Entartungen, in denen zwei Posten gefunden wurden. Das Stück war gut bei Leibe und so gut wie genesen.

Lieszen wir vorstehend einige Beispiele sprechen, so wollen wir im allgemeinen bemerken, daß Motzwild bei sehr vielen nicht sofort tödlichen Schußverletzungen zum Wasser zu gelangen sucht. Wir haben die schwerkranken und verendeten Stücke öfter in Brüchen oder Sümpfen, bis zum Kopf im Schlamm steckend, gefunden. Dem inneren Drange nach einem wohlthätigen Wasser- oder Schlammbad folgt übrigens angeschweigtes Schwarzwild noch ungleich mehr als die bisher besprochenen beiden Wildarten. Vielleicht liegt das daran, daß die Suhle den Säuren an und für sich sofort ein Lebenselement ist. Es ist indessen auch möglich, daß man diese Beobachtung deswegen öfter beim Schwarzwild macht, weil ihm noch mehr als jedem andern Wild bei nächtllichem Ansitz mit grobem Schrot oder mit Posten auf das Schild gebrannt wird, ohne daß solch ein Schuß zunächst mehr als ein Kimmern zur Folge hätte. Jedenfalls beobachtet man es unendlich oft, daß angeschweigte Säuren, die zu Wasser gelangen, später gleichsam mit neuer Lebenskraft weiter wechseln und für den Schützen über die Grenze verloren gehen.

Hiernach kann es also gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Naturmensch, der berartige Kuren weit häufiger als wir beobachtet haben muß, den segensreichen Einfluß des Wassers vom Rot- und Schwarzwild gelernt hat.

Dr. Th. Zell.

Kleines feuilleton.

— Die Mundart des süblichen Vogtlandes zeigt starke Abweichungen von der im übrigen Vogtland herrschend gewordenen Sprechweise und schließt sich eng an die Mundart des ehemals zum Herzogtum Bayern gehörigen Nordgauens an, der vom Böhmerwald bis in die Gegend der Eisnerquelle reicht. Im Adorf und Marktneudorf hört man noch die alten bairischen Dualformen enk für „auch“, enkr „euer“, diads oder dirz für „ihre“. Besonders die Aussprache des r im Volksmunde fällt dem Fremden dort auf. Das r wird teils (je nach seiner Stellung im Worte) stark geschmirt, teils hat es sich so erweicht, daß es nicht mehr gehört wird. „Druhm br uns“ (droben bei uns) sagen die Vogtländer, wenn sie die Mundart im oberen oder südlichen Teile ihrer Heimat bespötteln wollen. Das Schwindeln aber des r tritt namentlich vor einem Endkonsonanten, doch am Ende vieler Wörter ein. Die mundartliche Grenze liegt in der Gegend von Schöned: in Arnoldsgrün sagt man noch „Vetter Reinhard“, in Marieneh, dem ebenfalls bei Schöned liegenden Geburtsort des Dichters Julius Moser, „Vette Reinhad“, und ganz ähnlich in den südwärts gelegenen Orten Breitenfeld, Erlbad, Landwüst, Brambad. Diese sprachliche Eigenheit, stellenweise das r verschwinden zu lassen, erstreckt sich durch das ganze Egerland und ostwärts bis Karlsbad. In Karlsbad sind es nach Mitteilungen des dortigen Professors Böhl (in den „Blättern für Egerländer Volkskunde“) nur die alteingesessenen Bürgerfamilien, in denen sich die Eigentümlichkeiten der nordgaulischen Mundart erhalten haben, bei denen sie aber auch bereits anzufangen beginnen; sie sind geradezu sprichwörtlich und kennzeichnend für den altkarlsbader Bürger geworden, der für Wä nur Wä, für Karlsbad Kalsbod, für schwarz schwarz sagt, und zwar in einer breiten, behäbig philistris klingenden Aussprache, die sich nur innerhalb des Ortes, aber schon nicht mehr bei den Bewohnern der Umgegend findet. Diese letzteren haben daher als Neckeri zur Bezeichnung des Altkarlsbadertums das Schlagswort „a echte Kalsboda Wä“ erfunden. — („Leipz. B.“)

Verantwortlicher Redakteur: Carl Veid in Berlin. — Druck und Verlag:

Archäologisches.

k. Heber eine bedeutende archäologische Entdeckung am Abhang des Vesuv wird aus Neapel berichtet: Die letzten Ausgrabungen, die von Dall'Osso und Pais in San Marziano und Poggiomarino am östlichen Abhang des Vesuv ausgeführt werden, haben zu der Entdeckung der großartigen Ueberreste einer römischen Villa aus der Zeit des Augustus geführt. Dieses Gebäude befindet sich einige Meter innerhalb des gegenwärtigen Niveaus des Erdbodens; es war vollständig verfallend und bebauter Felder bedeckten es seit langem. Es wird schwierig sein, es völlig aufzudecken, denn es ist von sehr großer Ausdehnung, und auf einem Teile erhebt sich eine kleine, sehr alte Kapelle, die selbst von großem archäologischen Interesse ist. Die Teile der Villa, die bei den Ausgrabungen bloßgelegt sind, umfassen die Seite, die für die Wäder reserviert war. Hier hat man Bruchstücke von Vasen, Stücke von Mosaiken, Marmorinkrustationen und Gipsbruchstücke, auf denen die gewöhnlichen pompejanischen Motive jener Zeit gemalt sind, gefunden. Das völlige Fehlen von Asche über den Ruinen beweist, daß diese Wohnung, da sie aus einer Zeit stammt, die vor der Katastrophe liegt, durch die Pompeji zerstört wurde, von diesem Ausbruch nicht berührt wurde; dies ist ein neuer Beweis der von Plinius angeführten Thatsache, daß bei dem Ausbruch von 79 ein heftiger Südwind die Aschenmassen des Kraters nach Norden trieb, so daß sie den östlichen Abhang des Vesuv unberührt ließen. Aber die besondere Bedeutung der neuen Entdeckung liegt in folgendem: Die Grundmauern der Villa sind durch eine fast 1 1/2 Meter dicke Schicht von einer Aschenschicht getrennt, unter der man prähistorische Gräber gefunden hat. Darin liegt ein Beweis, daß diese Aschenschicht, die den Untergrund eines pompejanischen Hauses bildet, nicht nur nicht von dem Ausbruch stammen kann, der Pompeji begrub, sondern daß sie bei einem Ausbruch niederfiel, der mehrere Jahrhunderte vorher stattfand. Damit sind alle Zweifel an dem Vorhandensein eines oder mehrerer Dörfer im Thale desarno, die ein prähistorischer Ausbruch des Vesuv zerstörte, beseitigt. Professor Dall'Osso hofft, daß es ihm gelingen wird, unter diesen Aschenschichten die Reste der Wohnstätten dieser prähistorischen Dörfer zu entdecken; man nimmt an, daß diese Ueberreste durch die ausgefärbete Asche ebenso gut erhalten worden sind wie die von Pompeji durch die Asche des Ausbruchs von 79. —

Humoristisches.

— Das Senfpflaster. Professor: „Wir kommen jetzt zu den schmerzstillenden Mitteln; können Sie mir eins nennen?“
Schülerin (schweigt).
Professor: „Nun, es brennt so heftig?“
Schülerin: „Die Diebel!“ —
— Piemchengasse. Patient: „Frierer trank ich Sie nämlich alle Tage bloß zwee Dassen Gasse, jetzt trink' ich Sie aber zwanzig!“
Arzt: „Da werden Sie sich ja schön die Nerven ruinieren!“
Patient: „Awer här'n Se, im Gegendeil! Ich nehme Sie nämlich geene Bohne mehr zu die zwanzig Dähken!“ —
— Im Restaurant. Gatte (auf eine Dame zeigend, leise): „Das ist eine unrer modernsten Schriftstellerinnen!“
Frau: „Unmöglich... mit dem altmodischen Hut!“ — („Regendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Ein neues „Schweizerisches Dichterbuch“ soll Ende des Jahres bei Huber u. Co. in Frauenfeld erscheinen. Herausgeber sind Emil Ermatinger und Eduard Haug. —
— Die Aufführung des Dreher'schen Schwanks „Das Thal des Lebens“ im Münchener Schauspielhause wurde von der Polizei verboten. —
— Unter den hinterlassenen Aufzeichnungen Friedrich Smetanas wurden, wie aus Prag gemeldet wird, wertvolle Kompositionen aufgefunden. Es sind viele Klavierstücke, aber auch symphonische Werke, unter andrem ein Cyklus von Tongemälden zu Corneilles „Cid“. —
— Im kunstgewerblichen Verein „Albrecht Dürer“ spricht am 18. April, abends 8 Uhr, der Kunsthistoriker Dr. W. Daun über „Tizian und Correggio“. Der durch Lichtbilder erläuterte Vortrag findet in der Aula des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums (Georgenstraße) statt. Der Eintritt ist für jedermann unentgeltlich. —
— Eine unbekante Federzeichnung Dürers, mit Monogramm und Jahreszahl 1510, ist bei der Neuordnung der Wiener Liechtenstein-Galerie aufgefunden worden; es ist eine Skizze für eine Wanddecoration, die das Martertum der hl. Katharina darstellt. —
— Die Vertilgung der Nonne in den Wäldern Ost- und Westpreußens ist trotz aller angewandten Maßregeln und trotz des letzten nachstakten Sommers nicht gelungen. Die Verichte über das Auftreten des Kiefernspinners lauten günstiger. —

Borwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.